

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Flake, Otto**  
**Türkenlouis**  
Gemälde einer Zeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## INHALT

Erster Teil 1648–1683 . . . . .	7
Zweiter Teil 1683–1692 . . . . .	105
Dritter Teil 1693–1707 . . . . .	189
Vierter Teil 1707–1733 . . . . .	319
Die Vorfahren . . . . .	359
Anmerkungen . . . . .	363
Register . . . . .	373

Zwei Karten

## ERSTER ABSCHNITT

1648–1658

### I

*Der Urgroßvater Eduard Fortunat –  
Der Großvater Wilhelm – Der Dreißigjährige Krieg –  
Religiöse Verhältnisse – BADELEBEN*

Einer der lebenslustigen jungen Leute, die im sechzehnten Jahrhundert Markgrafen in Baden-Baden wurden, hieß Eduard Fortunatus. Er war der Erbsohn der luxemburgisch-sponheimischen Linie, die sich die rodemachernsche nannte. Als 1588 in Baden-Baden sein Vetter ohne Nachkommen starb, erhielt er auch dieses Hauptstück der oberen Markgrafschaft, mit dreiundzwanzig Jahren.

Die Vornamen, die er führte, mußten für ein süddeutsches Ohr fremdartig klingen, uns noch mutet der Fortunatus shakespearisch an. In der Tat, er war, ein Jahr nach dem Dramatiker der Renaissance, in London zur Welt gekommen, und niemand anders als Königin Elisabeth hatte die Namen gewählt, als sie ihn aus der Taufe hob.

Sein Vater hatte in Schweden gedient, die Tochter Gustav Wasas (Tante Gustav Adolfs) geheiratet und lutherisch gedacht. Fortunatus kehrte in München, unter dem Einfluß seines herzoglichen Vormunds, zum katholischen Glauben zurück, bevor er noch zwanzig zählte. Er kannte schon Schweden und Polen, als er Markgraf in Baden-Baden wurde. Die schwere Verschuldung des Landes hielt ihn nicht ab, einen verschwenderischen Hof zu führen.

Die Landstände setzten ihm zu. Er war ein Van-Dyck-Kavaliere, das Gezänke langweilte ihn. Er ging nach Brüssel, der üppigsten Stadt der Christenheit, wo Alexander von Parma für den König von Spanien regierte. Hier verliebte er sich in die schöne Maria von Eicken, Tochter des Statthalters von Breda. Sie war nicht ebenbürtig, er heiratete sie heimlich in Sankt Gudula, dann reiste er mit ihr nach Rom, um die

Erlaubnis zur Geheimhaltung der Ehe zu holen. Die erste Tochter wurde in Murano geboren. Als Maria, nun daheim in Baden, wieder schwanger war, ließ sich das Geheimnis nicht länger verschweigen. Der Vormund und der Kaiser gaben nach, die Vermählung fand auf dem Neuen Schloß in Baden-Baden statt.

Der Fehlbetrag im Haushalt des Ländchens schwoll so sehr an, daß die Inhaber der Schuldtitel von 1515 sich an die Durlacher Linie wandten. Bei jener Teilung war ausgemacht worden, daß das Haus eine Einheit bilde und jede Hälfte haftbar sei. Der Markgraf in Durlach erfuhr, daß Eduard Fortunatus Verhandlungen führe, um sein Land zu verfußgern – an die Fugger oder andere gegen eine Jahresrente zu verpfänden. Er besetzte die obere Markgrafschaft und ließ sich huldigen, Anno 1594.

Der Fortunatus machte einen Anschlag auf das Leben des Verwandten, was seine Lage noch verschlechterte. Er trieb sich als Soldat in den Niederlanden und Polen herum. Von seinem Besitz waren ihm nur die luxemburgischen und sponheimischen Gebiete geblieben. Hierhin kehrte er zurück und endete sein Leben in Castelnau durch den Fall von einer Stiege, man schrieb 1600.

Wenn etwas mit ihm aussöhnt, ist es die Tüchtigkeit des Sohnes, des Enkels und des Urenkels, der Markgrafen Wilhelm, Ferdinand Maximilian und Louis – leicht möglich, daß man sie der Blutauffrischung durch die unebenbürtige Maria zuschreiben darf.

Hätte Markgraf *Wilhelm* die gute Anlage nicht mitgebracht, so würden auch die Lehren, die er aus dem Schicksal des Vaters ziehn konnte, nichts genützt haben. Man überschätzt meist den freien Willen. Wer zu Trunk, zu Rauschgiften, zur Charakterschwäche neigt, läßt sich durch die krassesten Beispiele nicht belehren. Zudem war Wilhelm erst sieben Jahre alt, als sein Vater starb. Er selbst brachte es auf vierundachtzig, ein seltenes Alter in einer Zeit, wo von Fürsten nicht anders als von Bürgern zehn bis zwanzig Kinder gezeugt wurden, die zumeist früh hinwegstarben.

Wilhelm ist also ein Mann, der Beachtung und Achtung verdient. Ein Blick auf seine Züge zeigt, daß er die lebensstüchtigen Eigenschaften einer festgegründeten Natur besaß. Sein Werdegang war nicht leicht. Davon, daß er, sei es auch unter

Vormundschaft, in Baden-Baden residirt hätte, konnte keine Rede sein. Dort hatte sich der Markgraf von Durlach festgesetzt und brachte außer den anderen wohlbegründeten Beschwerden auch den Einspruch gegen die Ebenbürtigkeit an. Die Besetzung war für immer gedacht und dauerte bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein.

Einer der Vormünder Wilhelms war Erzherzog Albrecht, der nun in Brüssel Hof hielt. Hier, zuletzt auch in Köln, erhielt Wilhelm seine Erziehung. Auf diese Jugendverhältnisse geht die enge Verflechtung mit dem Hause Österreich zurück, die noch das Leben seines Enkels Louis bis in die letzten Folgen hinein bestimmte. Ebenso die mit dem katholischen Glauben. Nur der Kaiser konnte ihm zu seinem Land verhelfen, auf das der protestantische Vetter von Durlach die Hand gelegt hatte. Gegen den war von den Vormündern beim Reichshofrat in Wien ein Prozeß angestrengt worden, der sich hinschleppte, bis die Waffen sprachen.

1622 siegte mit Tilly bei Wimpfen die kaiserliche Sache. Wilhelm ergriff Besitz von seinem Land. Der katholischen weltlichen Reichsfürsten waren nicht viele; Kardinal Caraffa tat alles, um Wilhelm zur Anerkennung zu verhelfen. Der Reichshofrat fällte seinen Spruch, und Baden-Durlach erkannte ihn schließlich an. Es zahlte sogar 380000 Gulden Entschädigung, die Wilhelm bitter nötig hatte.

Wilhelm ging sofort an sein Versprechen, das ziemlich protestantisch gewordene Land wieder katholisch zu machen. Den protestantischen Geistlichen wurde auf Ende 1622 gekündigt und Abzug befohlen. Wer von den Bürgern widerstrebte, konnte Bekehrung oder Auswanderung wählen, wenn die Geldbußen nichts nutzten. Bei Haussuchungen fahndete man nach lutherischen Bibeln. Alles in allem ging es gelinder zu als an manchen anderen Orten.

Mit dem weltlichen Klerus, der dem Bischof von Speyer unterstand, kam Wilhelm nicht gut aus: so stützte er sich auf die Jesuiten, die in jedem Ort ihr Bekehrungswerk begannen. Vor der Stadt legte der Markgraf den Grundstein zu einem Kapuzinerkloster.

Wohl war er nun eingesetzt. Aber was wollte das bedeuten in einer Zeit, wo Schweden, Kaiserliche, Spanier, Franzosen und Eigengänger wie Bernhard von Weimar am oberen Rhein hin und her marschierten, das Kriegsglück stündlich

wechselte und jeder Wechsel Flucht, Besetzung, Kontribution und Eingriff in den Glauben bedeutete. So kamen für Wilhelm noch schwere Jahre.

Gustav Adolf vertrieb ihn 1631. Wilhelm führte Krieg im Elsaß und vom Elsaß aus, machte schwedische Besetzungen nieder und wurde selbst von einem Schweden gefangen, der ihn wieder laufen ließ, weil er mit dem einfachen Soldaten einen schlechten Fang getan zu haben glaubte. Er verwüstete die untere Markgrafschaft und floh zuletzt nach Innsbruck. 1633 wies der Kanzler Oxenstierna dem Durlacher die Lande Wilhelms an. Nun war die Reihe, vertrieben zu werden, an den Mönchen.

1634 wiederum brachte den Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen. Alle protestantischen Fürsten und Herren wurden verjagt, über den Rhein getrieben. Für die Leiden der Untertanen war es kein Unterschied. Der Sieger hauste immer, wie es ihm gefiel. Wilhelm kehrte zurück, mit ihm die Ordensleute. Die Geldstrafen und Auswanderungen wiederholten sich. Wilhelm übergab nun den Jesuiten den Unterricht der männlichen Jugend und baute ihnen am Marktplatz das Collegium. Seine Gattin Katharina Ursula, geborene Gräfin von Hohenzollern-Hechingen, knüpfte die Beziehungen zum Benediktinerstift in Einsiedeln an, die in den folgenden Generationen noch enger wurden.

Die ›fleißige Inquisition‹, die er den kirchlichen Instanzen übertrug und deren Urteile dann der Staat ausführte, erstreckte sich auch auf die wegen Hexerei Angeklagten. Für Baden und diese Zeit werden Zahlen genannt, die schwer zu belegen sind; es soll weit mehr als hundert Verbrennungen gegeben haben. Es geht nicht an, mit ihnen den Fürsten persönlich zu belasten, da er nur den weltlichen Arm liebte. Sie fallen zu Lasten einer Zeit, die zu den übrigen Menschenquälereien auch diese fügte.

Wer nicht gestand, wurde gefoltert. Ein beliebtes Mittel war, ihn auf dem Wachstuhl anzubinden und ihm das Kränzle aufzusetzen, einen eisernen Kranz mit Nägeln. Nickte er ein, so weckten ihn die Nägel immer wieder. Die Fragen bezogen sich auf Verführung durch den Teufel mit Gotteslästerung, Teufelshochzeit, Hexentanz und Hexenritt; auf Bereitung von Hexensalbe, Wettermachung und Tötung; auf Schändung der Hostie. War das Geständnis abgelegt, so erfolgte die

›Besiebung«, die Gegenzeichnung durch sieben Mitglieder der Bürgerschaft, dann die Betreuung durch den Priester und der Feuertod.

Trotz der Wirren und der Unsicherheit hörte auch im Dreißigjährigen Krieg das Badeleben nicht ganz auf. Nach Baden-Baden kamen vor allem Podagrasten und Frauen, die an Kinderlosigkeit litten. Die Ärzte der Zeit sprechen viel vom Alaungehalt des Wassers. Was den Schwefel betrifft, so loben die einen seine Anwesenheit, die andern sein Fehlen. Es wird auch schon getrunken, aber ›junge, hitzige und zornige, dürre Leut, die cholischer und trockener Complexion sind, sollen sich ernstlich hüten«.

Man drückte sich mit pathetischer oder lieblicher Überschwenglichkeit aus. Ein Straßburger Arzt von 1625 beschreibt Markgraffen-Baden und findet, es sei wegen seiner lustigen, schönen Situation, des stattlichen Fruchtwachses und der anmutigen Schnabelweyd vorzuziehn. Er erwähnt unter den Bädern des Marktplatzes, auf dem die heißen Quellen entspringen, das Fürstenbad, das vier ›Badkästen«, Kabinen, hatte und sein Wasser wie alle anderen Bäder durch hölzerne Röhren empfing.

Das Leben war billig. Am Anfang des Jahrhunderts kostete ein Pfund Ochsenfleisch vier Pfennig, ein Kalbsfuß einen einzigen. 1686 zahlte man für einen Aderlaß zehn Kreuzer. Doch waren die Einwohner durch den Krieg so arm geworden, daß sie 1658 erklärten, es sei schon viel, wenn sie genug zusammenbrächten, um nur auf eine Woche die Notdurft einzukaufen, und auch nur drei Pfennig für die Steuer der Obrigkeit fielen ihnen schwer. Als der Bischof von Speyer 1683 eine Visitation vornehmen ließ, merkte er an: *Quo tandem progrediaris, canis atque puella obvia adest* – wovon ein öfter angeführter Satz herkommen soll: Wo man zu Baden durch eine Gasse geht, trifft man ein Schwein, einen Hund und eine Dirne. Das Schwein wenigstens fehlt bei dem bischöflichen Herrn. Dunghaufen und Unrat lagen damals allenthalben.

An warmen Quellen war ein solcher Überfluß, daß von zweien berichtet wird, sie dienten nur zum Hühnerrupfen und Schweinebrühn. Daß die Mägde in ihrer Küche das Wasserkochen sparen konnten, weil sie es heiß von den offenen Brunnen holten, ist ein oft angeführter Zug.

In der Ostecke des Marktes, hinter der Stiftskirche, stand ein

Gewölbe, worin das aus dem Felsen strömende Wasser aufgefangen wurde. Es gab dort ein geschlossenes Bad für Standespersonen und ein oder zwei offene Freibäder, die nur an Walpurgis eine Abgabe erheben durften, denn zum ersten Mal kamen von weit und breit die Bauern zum Baden, weil sie an die Frühjahrskur glaubten und der Meinung waren, wenn sie die Walpurgisnacht im Wasser verbracht hätten, blieben sie das ganze Jahr gesund. Zur Vorsicht badeten sie auch noch an Johanni. In der protestantischen Zeit stellten sich die evangelischen Bauern erst am zehnten Mai ein: sie rechneten nach dem alten Julianischen Kalender, der bis 1699 galt, während die Katholiken schon seit 1583 den Gregorianischen benutzten und zehn Tage voran waren.

Man aß, trank und schlief sogar im Bad. Manche blieben so lang darin, bis das Wasser das Fleisch erweicht hatte und auf der Haut ein Ausschlag entstand, der für gesund galt. Wer auf die Ärzte hörte, begann mit einer Stunde, steigerte bis zu vier und baute vom fünfzehnten Tage ab, bis er wieder bei einer Stunde angelangt war.

Am meisten hatten wohl die Bader oder Scherer zu tun. Einer von ihnen brachte es zu solchem Ansehn, daß ihm 1471 die zwei Freibäder als Erblehn verliehn wurden. Er hieß Hans Ulrich und konnte bei Nikolas von Leyden das berühmte Kruzifix bestellen, das noch heute auf dem alten Friedhof steht. Unter den Gewerbetreibenden fallen die Seiler auf, der badische Hanf war weit und breit bekannt. Mit ihnen sind die Flößer verschwunden. Über den örtlichen Wein, der alle Hänge bedeckte, gingen die Urteile auseinander wie beim Schwefel.

Das bekannteste Gasthaus in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war der ›Greifvogel‹ auf dem Markt, mit 22 Stuben und 72 Badkästen, die durch Bretter oder, die billigeren, durch Gitter getrennt waren. Hinter dem ›Greifvogel‹ hatte Ottheinrich von der Pfalz sich zum eigenen Gebrauch sowohl des Weines wie der Bäder den ›Trumpeter‹ bauen lassen.

In diesem astrologischen Jahrhundert werden sich viele an die alten *consilia medica* des Paracelsus gehalten haben, der abriet, zu baden, wenn der Mond in den Fischen oder in den Zwillingen stehe, auch den Neumond verwarf. Immerhin war er schon einsichtig genug, um zu erklären, daß eine Krankheit



›angesehn sein will‹ – sie sei mehr am Leib als am Himmel. Er verbot festes Fleisch, Essig, Mandeln und Tropfwein. Auf Obst gab man wenig, es mache viel Wind<sup>1</sup>.

Nach dieser vielleicht nicht unwillkommenen Abschweifung über die Alltagszustände sei der Faden der Erzählung wieder aufgenommen.

2

*Der Vater Ferdinand Maximilian –  
Seine Kavaliersreise nach Italien – Der Westfälische Friede – Das  
Friedensfest in Nürnberg – Frankreich faßt Fuß im Elsaß*

1640 berief der Kaiser nach langer Zeit zum erstenmal wieder den Reichstag nach Regensburg. Wilhelm begleitete ihn als Kommissar. Aber der Kaiser war in diesem Glaubenskrieg nicht Haupt des Reiches, er war Partei und der Haß zu groß. Der Kampf ging weiter. Der Druck, den Frankreich auf den süddeutschen Schauplatz legte, nahm zu. Es mietete deutsche Truppen und schickte eigene.

Wilhelm stellte sich unter den Schutz Mazarins, der eben Richelieu ablöste. Er öffnete das strategisch wichtige Städtchen Stollhofen in der Rheinebene einer französischen Besatzung. Die kaiserliche Gesinnung half im Augenblick nichts. Seit 1645 unterhielt er einen Vertreter in Paris.

1644 begannen in Münster die Friedensverhandlungen. Aber wie schleppten sie sich hin. Mazarins Unterhändler saß dort am Schachbrett und machte noch viele Züge. Noch das letzte Jahr 1648 brachte Bayern die schlimme Verwüstung durch die Franzosen.

Markgraf Wilhelm zeugte mit zwei Frauen siebzehn Kinder. Aber als er starb, lebten nur noch zwei Söhne und drei Töchter, dazu drei Enkelkinder. Die erste Frau starb 1648, die zweite nahm er zwei Jahre später. Dank der Gnade der spanischen Majestät wurde er Ritter des Goldenen Vlieses, das zur Bestimmung unsicherer Bilder so geeignet ist. Die Gnade der kaiserlichen Majestät wiederum machte ihn zum Geheimrat, Generalfeldmarschall und 1652 zum Reichskammerrichter in Speyer – ein Amt, das er treu verwaltete, daher er beim Volk Wilhelm der Kammerrichter hieß.

Anno 1644 schickte er seinen ältesten, 1625 geborenen Sohn, *Ferdinand Maximilian*, mit einem jüngeren, der ein paar Jahre später durch unvorsichtige Handhabung einer Waffe ums Leben kam, auf die zeitgemäße Kavaliersreise. Der Bruder zählte erst fünfzehn, trug aber schon das Kleid eines Kölner Domherrn. Genauer gesagt, er legte es nach einigen Ermahnungen in Italien an und scheint eine Fortunatusnatur gewesen zu sein – im Unterschied von Ferdinand Maximilian, der dem Vater gehorsam, bedacht und dem Rauhen abgeneigt war.

An ihm merkt man, daß die Zeit nicht stillsteht, im Antlitz der Ideen neue Züge vorbereitet: was man ein Jahrhundert später die Toleranz nannte, meldet sich bei ihm überraschend an. Wir werden noch sehn, daß er seinem Sohne Ludwig Wilhelm edle Grundsätze der religiösen Duldsamkeit im rührend eckigen Deutsch jener Tage ans Herz legte.

Der junge Mann haßte den Krieg, den er sattsam kennengelernt hatte. Sein Sinn neigte den gelehrten Leuten und guten Künsten zu. Weicheren Gemüts, als üblich war, mußte er doch genügend Sicherheit besessen haben, wofern man aus den Instruktionen, die er vom Vater mitbekam, einen Schluß auf seine Selbständigkeit ziehn darf.

Denn die Kavaliersreise, an der außer den beiden Brüdern ein junger Adliger, ein Hofmeister und einige Bedienstete, insgesamt acht Personen, teilnahmen, litt an einem Grundübel, das für einen neunzehnjährigen Prinzen eine Erschwerung bedeutete: es fehlte ihr die geldliche Grundlage. Markgraf Wilhelm schleppte alte Schulden mit, und die ewigen Kriegsjahre hatten seine Kasse nicht eben gefüllt. Man darf ihn ruhig einen armen Fürsten nennen. Aber er begriff es wenigstens und lebte sparsam.

Der Erbprinz erhielt so trotz seiner Jugend den Auftrag, unterwegs nach Gönnern auszuschauen, die die Kosten übernehmen konnten. Man rechnete mit dem Paten in München, der mit einer Kaisertochter verheiratet war, dem Papst in Rom, vielleicht auch dem Großherzog in Florenz und dem Kaiser in Wien. Ein zweiter Auftrag ging dahin, in Rom dem jüngeren Bruder zum Besitz der einen oder anderen Pfründe zu verhelfen. In dieser Beziehung war ihm keine Grenze gesetzt; auch die übrigen Brüder konnten eine Pfründe brauchen, denn alle bis auf einen wurden

der leichteren Versorgung halber für die geistliche Laufbahn bestimmt – nicht bloß in Baden.

Nichts nahm man im Barock so ernst wie Titel, Anreden, Höflichkeitsbezeigungen. Der Erbprinz bekam die genauesten Anweisungen mit. Besser des Guten zu viel, als zu wenig tun, erklärte der Vater, einflußreiche Hofräte zum Beispiel hörten es gern, wenn man Exzellenz zu ihnen sage. Die Anrede Durchlaucht stehe nur den regierenden Mitgliedern der Häuser Österreich und Bayern zu, ob sie nun weltlich oder geistlich seien, für andere Kurfürsten genüge Euer Gnaden und Liebden. Markgraf Wilhelm besaß damals noch nicht das Prädikat Durchlaucht, er erhielt es erst später.

Der Hofmeister, ein Johanniterkomtur, bekam 400 Reichstaler fürs Jahr, jeder der Kammerdiener 72 Gulden. Die Reise ging zuerst nach München zum Paten, der auch in seine Schatulle griff und 1000 Taler gab. Die Gesellschaft fuhr durchaus nicht in eigenen Wagen, sondern mietete für die Strecke von Augsburg bis Venedig einen ›Ordinariboten‹, einen Mann, der gegen den festen Betrag von 38 Talern pro Kopf die Beförderung und die Verköstigung übernahm. Die Ordinari-post hielt sich bis zur Einführung der Eisenbahn, und es sind ihr genug Verwünschungen nachgerufen worden.

Aus Florenz berichtete Ferdinand Maximilian über die Freundlichkeit des Großherzogs nach Hause. Das nächste Ziel war Siena. Hier, in der Studentenstadt, nahmen die Brüder längeren Aufenthalt. Sie mieteten eine Wohnung mit einer Lohnfrau und einem Koch, der ihnen täglich Suppe, Rindfleisch, Huhn, dann Gans oder Hase, dann Käse und Obst auf den Tisch setzte. Die Unterrichtsstunden, die sie nahmen, umfaßten Reiten (60 Gulden im Monat), Fechten (12), Tanzen (15), Laute (15) und Italienisch (12), das noch Diplomaten-sprache war, zum Beispiel am Wiener Hof Verwendung fand.

Mitte September reisten sie nach Rom, wo eben ein neuer Papst gewählt wurde und Frankreich seinen Einfluß gegen den Österreich einsetzte. Ein junger Fürst konnte hier etwas lernen, sich mit dem Atmosphärischen der Politik vertraut machen. Zu den alten Unterrichtsfächern kam die Fortifikationslehre hinzu, ein zeitgemäßes Fach, Vauban war schon geboren, ging gerade in die Schule. Auch im Badischen gab es befestigte Städte und Sperrlinien. Die jungen Leute wuß-

ten, was es bedeutete, wenn Frankreich auf der rechten Rheinseite Philippsburg und Breisach besetzt hielt – eine offene Zange um die Markgrafschaften waren die beiden Orte.

Der Papst bewilligte den Brüdern eine Audienz. Es war Innozenz X. mit den bäurischen Zügen und den scharfen Augen, so hat ihn Velasquez gemalt. Dreimal forderte er die Prinzen auf, sich zu erheben. Sie blieben knien und brachten ihren dringendsten Wunsch, den nach einem Reisezuschuß, vor. Seine Heiligkeit wich aus, fragte dies und das; ein Kardinal sagte ihnen nachher, vieles sei in Rom zu haben, nur kein Geld. Ferdinand Maximilian gab auch noch eine Bittschrift ab. Sie hatte geringen Erfolg; alles, was herauschaute, war eine Konstanzer Pfründe für den jüngeren Bruder.

Da Ferdinand Maximilian sich mit der Geschichte seiner Familie beschäftigte, fiel ihm in Rom ohne Zweifel die seltsame Tatsache ein, daß Anno 1585 der seinem Großvater Eduard Fortunatus vorangehende Markgraf neben zwei japanischen Prinzen gestanden hatte, als der Papst die Goldene Rose weihte.

Der Vater mußte 1000 Taler und noch mehr schicken. Unter diesen Umständen rief er die Söhne aus Neapel zurück, und wenn Wien im Plan gestanden hatte, ließ er es fallen. Obwohl der Erbprinz vermutlich ein aufgeschlossener Mensch war, würde man in seinen italienischen Briefen vergebens nach Worten des Natur- und Kunstempfindens suchen. Als die Brüder heimkehrten, fehlten noch zwei Jahre am Frieden. 1648 verloren sie die Mutter, im nächsten Jahr verunglückte der jüngere auf der Jagd.

Als die Friedensglocken läuteten, muß es ein erschütternder Augenblick gewesen sein. Nur die Älteren erinnerten sich noch, wie Friedenszeit gewesen war. Die anderen hatten Gewalttat, Hunger, Raub und Kampf aller gegen alle für den täglichen Zustand angesehen. Mehr oder weniger, die festesten Städte ausgenommen, war es überall dasselbe Bild, verkommene Fluren, zerstörte Häuser, umgehauene Wälder, beschmutzte Kirchen. Gesittung und Wohlstand waren um mehr als ein Jahrhundert zurückgeworfen, und aus der Brutalität der Heere wuchs geradenwegs der Absolutismus der Fürsten heraus. In gewissen Seelenbezirken des deutschen Menschen ward der Schade überhaupt nicht überwunden.